14. Juli 1939 Nummer 159

In freier Stunde

Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

4. Fortsetzung (Nachdruck verboten)

Der Onkel!

Nach dem Tode der Eltern war ihm Onkel Franz besonders nahegetreten, gern hatte er den alten Soldaten ja schon immer gemocht. Nun kehrte er zurück, wie immer stand ihm das Gutshaus offen. Onkel Franz hatte ihm stets getreulich geschrieben, die Verbindung aufrecht erhalten, und nun erwartete er ihn mit offenen Armen.

Während der letzten beiden Jahre hatte fast jedem Brief ein Photo beigelegen. So ganz selbstverständlich, gewissermaßen nur so nebenbei eingelegt, fand es sich zwischen den Briefbogen. Nie war der Onkel allein, immer stand ein junges Mädchen an seiner Seite, oder er ritt neben ihr, saß mit ihr im Wagen. Das konnte kein Zufall sein.

Karola Keding hieß das hübsche, junge Mädchen, das der Onkel in seiner Zuckerfabrik angestellt hatte. Karola Keding.

Jeder Brief enthielt eine kurze Bemerkung über das tüchtige, junge Mädchen, auch dies konnte kein Zufall sein.

Mertens trat auf den Anlasser und der Wagen glitt langsam weiter.

Ein Hase hoppelte über den Weg, stutzte, schlug einen Haken und verschwand.

Der Mann beachtete das possierliche Tierchen kaum.

Eine Erinnerung aus der Knabenzeit fand zu ihm.

Ein kleiner Kerl war er damals gewesen, und es hatte ihm Spaß gemacht, sich im Zimmer zu verstecken. Niemand ahnte, daß er hinter der dicken Portiere stand und dem Gespräch der Erwachsenen zuhören konnte. Es war Besuch gekommen, er war hinter die Portiere gehuscht, um im gegebenen Augenblick mit seinem berühmten Indianergeheul hervorzustürzen. Worte waren dann an sein Ohr gedrungen, auf die er zunächst nicht achtete, die ihn aber dann doch berührten.

Man sprach von Onkel Franz, der ihm immer Soldaten und einmal sogar eine Trommel mit richtigem Kalbfell mitgebracht, wenn er für ein paar Stunden aus seiner Garnison herüberkam. Alles hatte er nicht ganz erfaßt, nur eines war ihm klar geworden, daß alles sehr traurig war. Darum hatte er auch ganz still hinter der Portiere gestanden und gewartet, bis der Besuch gegangen war. Sein kindlicher Verstand sagte ihm, daß sein Indianergeheul dieses Mal nicht am Platze gewesen wäre. Traurig waren sie alle gewesen; denn ein guter Freund des Onkels, er hieß Keding, war im Zweikampf gefallen. Der Onkel hätte dies verhindern können, aber er hätte es nicht getan, so sagten sie und das sei ein großes Unrecht.

Wenig hatte er damals begriffen, nur gewußt, daß Onkel Franz ein Unrecht begangen hatte und daß man eine junge Frau bedauerte und von einem Kinde sprach.

Es war ihm so nahe gegangen, daß er später nicht einmal zu verraten wagte, daß er hinter dem Friesvorhang gesteckt hatte.

Und nun schickte der Onkel Bilder eines jungen Mädchens, es hieß Keding und hatte Aufnahme in seinem Hause gefunden.

Wollte Onkel Franz das Unrecht wieder gutmachen?

Vielleicht hatte der Onkel jener jungen Frau, der Gattin seines Kameraden nahe gestanden und — —

Hastig tat Mertens diesen Gedanken ab.

Was ging ihn die Vergangenheit an, jeder mußte wissen, was er tat, jeder mußte mit dem fertig werden, was ihm das Schicksal auferlegte. Ihn ging nur das Heute an. Onkel Franz hatte zweifellos die Absicht, Interesse für Karola Keding zu erwecken. Warum, das konnte ihm gleichgültig sein.

Der Wagen bog in den Parkweg ein.

„Junge!" ertönte es laut von der Freitreppe.

Onkel Franz kam die Stufen herab und schüttelte seinem Neffen beide Hände.

„Junge, Hugo, bist du endlich da, alter Afrikaner, hast dich lange genug draußen herumgetrieben."

Gerührt betrachtete der alte Mann seinen Neffen, der jetzt aus dem Wagen stieg und die Hände des Onkels noch einmal herzlich drückte.

„Nun bin ich erst wirklich daheim," sagte Hugo Mertens und schaute sich frohen Auges um.

Olbrich nickte.

„Stimmt, mein Junge, stimmt, hier ist dein wirkliches Zuhause."

Er machte eine Handbewegung, als wollte er Park und Felder in dieses „Zuhause" einschließen.

Immer wieder musterte er den Ankömmling, diese schlanke, sehnige Gestalt, während er neben ihm die wenigen Stufen der Freitreppe emporstieg.

„Famos siehst du aus. Breite Schultern hast du bekommen, und braun gebrannt bist du obendrein, der richtige Herumtreiber. Na, du mußt uns tüchtig erzählen, das sage ich dir von vornherein."

„Das will ich gern tun, obwohl ich im Stillen auch daran gedacht habe, hier etwas zu arbeiten."

„Holla, alter Freund, nicht gleich morgen, du kannst erst mal Ferien machen. Wir —" Olbrich machte eine kleine Pause und fuhr dann mit besonderer Betonung fort — „wir, Karola und ich, wollen etwas von dir haben."

Mertens spürte die hastig forschenden Blicke des Onkels auf sich ruhen.

„Karola, ach richtig, das ist die junge Dame, die auf den Bildern so oft zu sehen war. Du schriebst mir ja wohl auch von ihr, sie ist die Tochter eines alten Kameraden, wenn ich nicht irre."

„Stimmt, stimmt, genau, Hugo, ein famoses Mädchen. Na, du wirst sie nachher bei Tisch kennen lernen. Sie ist jetzt in ihrem Laboratorium. Doch nun komm, du wohnst in deinem alten Zimmer."

Die Koffer des jungen Gelehrten wurden heraufgetragen. Mertens schritt über den breiten Flur des oberen Stockwerkes; es roch immer nach alten Schränken und der Holzverschalung der Wände, genau wie immer.

„Karola wohnt hier nebenan," bemerkte Olbrich leichthin. „Sie ist immer ganz entzückt von dem schönen Bild zum Walde hinüber."

Hugo Mertens war an das Fenster getreten und schaute über den Park zu dem dunklen Waldsaum hinüber.

„Es ist der schönste Blick, den man vom Hause aus hat, Fräulein Keding hat zweifellos recht."

Er wußte selber nicht, warum er die Worte „Fräulein Keding" förmlich und ein wenig kühl betonte.

„Na, na, mein Junge, nur nicht so steif. Ihr werdet euch hoffentlich bald duzen und kameradschaftlich miteinander stellen, dieses „Sie" und „Fräulein Keding" und „Herr Doktor" klingt verdammt ungemütlich."

„Das wird sich schon alles ergeben, Onkel. Nun erlaube erst, daß ich mich etwas zurecht mache. Ich kann einer so jungen und hübschen Dame nicht in einem verstaubten Reiseanzug entgegentreten."

Der Rittmeister kniff ein Auge zu, er verstand dies durchaus.

Olbrich stieg die Treppe hinunter und schmunzelte vor sich hin. Prachtvoll sah Hugo aus, direkt zum Verlieben, ein interessanter Männertyp, so richtig etwas für Frauen. Nun war er wirklich gespannt, wie die beiden sich zueinanderstellten.

Inzwischen kleidete sich Mertens um.

Seine Vermutung, das ließ sich schon jetzt sagen, war durchaus nicht abwegig gewesen. Onkel Franz beabsichtigte bei ihm ein besonderes Interesse für das junge Mädchen zu entfachen.

Mertens band vor dem Spiegel seine mattgraue Schleife, sie harmonierte mit dem grau seidenen Hemd.

Wer wußte, was die Vergangenheit noch heute für den Onkel bedeutete? Wirkliche Schuld verlangt schwere Buße und folgte den Menschen meist durch das ganze Leben. Ob Karola Keding die Wahrheit wußte?

Merkwürdig, die Anwesenheit Karola Kedings, eines harmlosen jungen Mädchens, störte ihn etwas. Dabei konnte ja niemand, selbst der Onkel nicht, Dinge, die ihm nicht paßten, erzwingen.

Nachdenklich verließ Hugo Mertens das Zimmer und begab sich nach unten.

Eine frohe Mädchenstimme erklang in der Halle.

Mertens blieb auf dem letzten Treppenabsatz stehen. Neugierig beugte er sich über das Geländer.

Onkel Franz hatte die Tür seines Arbeitszimmers aufgerissen und rief einem hübschen, dunkelhaarigen Mädchen temperamentvoll zu: „Hugo ist da. Der Afrikareisende ist heimgekehrt."

Sie ist wirklich sehr hübsch, dachte der Beobachter, sympathisch und nett schaut sie aus, daß muß man schon sagen.

Er sprang die wenigen Stufen der Treppe hinunter.

Karola wandte sich um, Mertens begegnete ihren dunklen, langbewimperten Augen. Ruhig trat sie ihm entgegen.

„Willkommen in der Heimat, Herr Doktor."

Hugo Mertens drückte die feine Mädchenhand. Er hatte sich immer eine Schwester gewünscht, jetzt hatte er das Gefühl, Karola sei die Schwester, die ihn willkommen heiße.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen," kam es aufrichtig von seinen Lippen.

Der Diener hatte die Türen zum Eßzimmer geöffnet. Man ging zu Tisch. Onkel Franz schien mit der ersten Begegnung sehr zufrieden zu sein, denn er war aufgeräumt und guter Dinge.

Eine lebhafte Unterhaltung kam in Gang, alle drei schienen den Wunsch zu haben, irgend etwas zu überbrücken.

Plötzlich überraschte sich Hugo dabei, daß er mit seinen Gedanken abirrte. Ein kleines Zimmer tauchte auf, Anne-Marie Rodeck, die junge Künstlerin, saß an seiner Seite. Etwas wie schmerzliche Sehnsucht nach Anne-Marie Rodeck zog durch sein Herz.

Da hob der Rittmeister sein Glas.

7. Kapitel.

Tage waren vergangen.

Hugo Mertens hatte seine Koffer und die vielen Ueberseekisten ausgepackt. Zwei Zimmer konnte er mit seinen bunten Schätzen aus dem Niam-Niam-Gebiet anfüllen.

Eine richtige Ausstellung hatte er aufgebaut. Sein Onkel und Karola Keding wurden feierlich zur Besichtigung eingeladen.

Olbrich hielt sich ein wenig im Hintergrund, während Hugo mit kurzen knappen Erklärungen all die verschiedenen Dinge kennzeichnete.

Befriedigt bemerkte Olbrich, daß das junge Mädchen lebhaft interessiert war und mit innerer Anteilnahme den Ausführungen des Neffen folgte.

Da sah man die Schilde der Eingeborenen und ihre Speere, die, mit einer Eisenspitze versehen, auf kurze Entfernungen abgeschossen wurden. Da waren die gefährlichen, lautlos schwirrenden Rohrpfeile, die der Wind herantrug; sie schwebten gleichsam herbei und waren stets auf die Augen des Gegners gerichtet.

Die Schemel und Bänke der Niam-Niam, die auf kunstvoll geschnitzten Füßen ruhten und aus dem weichen Holz einiger Rubiaceen gearbeitet waren, erfüllten die Beschauer mit Staunen. So viel Schlichtheit in der Form und Sinn für Linie und Schönheit hatten sie den primitiven Schwarzen nicht zugetraut.

Hugo Mertens wurde nicht müde zu erklären und zu zeigen, und überall wußte er eine kleine Begebenheit, eine kennzeichnende Geschichte anzufügen. Das Niam-Niamvolk am Diamwonu mit dem Weiler des Häuptlings, des Bjia, vor dem eine stolze Leibwache stand, trat lebendig vor die Zuhörer.

Als Mertens zwei Schädel präsentierte, die ihm einige Eingeborene eines gegnerischen Stammes nach einem Gefecht gebracht, schüttelte sich Karola. Mit einem Gemisch von Grauen und Entsetzen betrachtete sie die Schädel der gefallenen Krieger.

Der Forscher lächelte, während er die Schädel wieder an Ort und Stelle setzte.

Er zeigte nun ausgestopfte Perlhühner und kleine Frankoline, die massenhaft im Uferdickicht des Diamwonu hausten.

„Was ist denn das für ein winziges Tier," fragte Karola. „Mit seinen kleinen Ohren und dem langen Schwanz sieht es aus wie ein Eichhörnchen, auch das seidige, rote Fell erinnert daran."

„Es ist auch eine Gattung von Eichhörnchen, mein Negerknabe fing es. Es ist ein Dornschwänzchen, mit seiner Flughaut und den spitzen Ohren macht es einen ganz merkwürdigen Eindruck auf uns Europäer."

Das Mädchen strich über das weiche Fell des Tierchens.

„Mein Negerboy, Surando, war ein geschickter Bursche. Er stellte die meisten Fallen und war flink und geschmeidig. Er gab mir übrigens einen Titel, den der ganze Stamm dann gebrauchte."

„Einen Titel?" fragte Olbrich verwundert.

„Ja, man nannte mich den weißen Blattfresser. Meine Sammlung von Pflanzen und Kräutern, die ich trocknete, hatten die Schwarzen davon überzeugt, daß ich mich von Blättern nähre. Sie betrachteten meine Forschungen als Nahrungssuche und mein Herbarium als Speisekammer."

Es war viel Interessantes, das Mertens zu erzählen wußte, und es war aus den Zwischenfragen, die Karola immer wieder stellte, unleugbar zu erkennen, daß Mertens auf das Mädchen einen nachhaltigen Eindruck machte. (Fortsetzung folgt.)

Krischan im Hafen

Heitere Geschichte von Edith Schneider.

Die Kinder haben ein häßliches Spiel erfunden. Um eine gewisse Zeit im Jahr werden aus der offenen See seltsame Fische in den Hafen getrieben. Es sind Wesen, „Ulkers" genannt, die fast nur aus Kopf bestehen, aus einem sehr dicken, hornigen, glotzäugigen Kopf mit einer lächerlichen Schwanzflosse. Auf dem Kopf sitzt ein Dorn, ein Nagel, oder wie man es nennen will. Die Kinder holen diese Teufelchen mit einem Netz aus dem Wasser und spießen ihnen Korkscheiben auf den Dorn. Ins Wasser zurückgeworfen, sausen die armen Kerlchen wie die Unterseeboote in die Tiefe, kämpfen wie besessen gegen die Macht des Korks, aber immer wieder landen sie auf dem Wasserspiegel, zuckeln hin und her, um sich dann plötzlich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit hinabzuwühlen. Die Kinder haben ihre helle Freude an dem Spiel.

Aber Krischan Blunk, ein alter Fischer, verweist ihnen das Spiel und schickt sie zum Marktplatz. „Dor sitt ein dullen August", sagt er.

Die Kinder laufen davon, und Krischan steht nun allein auf dem Kai. Er lacht ein wenig über sein faltiges, zergerbtes Gesicht, in dem die blauen Friesenaugen immer noch leuchten wie früher, als er zur See fuhr und noch nicht steif genug war zum Zuschauen. „Jau, jau", murmelt er vor sich hin, „dei aule Tid." Er hat Schluß gemacht mit dem Leben, er ist fertig mit dem Leben, er ist fertig mit allem, seine Knochen knarren vor Gicht. Kohlen schaufeln — das ist es wohl, er müßte einmal ordentlich wieder mit anpacken, um zu wissen, was fertig ist.

Man kann nicht immer dasitzen und zuschauen, wie die Boote ausfahren und heimkommen und die Arbeit im Hafen den Leuten unter den Sohlen brennt...

Der Alte macht ein paar Schritte am Kai entlang. Die Hände hat er in den Hosengurt geschoben. Auf der blauen Strickweste steht vorn mit weißen Buchstaben „Elbe 13". Das ist das Boot, auf dem er früher mit zum Fischfang hinausgefahren ist. Der Hafen ist so klein gar nicht, es liegen da mächtige Pötte am Kai, „Meeresstern", „Kapitän", „Portugal" und viele kleine Schiffe. Sogar ein Kriegsschiff liegt in der Bucht. Krischan schmunzelt.

Er hat es nicht alle Tage so gut wie heute. Er fühlt sich großartig gesund. Da sind die Schiffe und das Wasser, die Sonne steht am Himmel und die Steilküste mit ihren Möwenbergen. Der Wind bringt allerlei mit, Gartenduft und Seegeruch, den Qualm der Räuchereien und den starken Geschmack von Sprit. Der Wind hält diesen alten Mann am Leben, er bringt ihm die Welt zurück, die Weite, den Horizont, die Bilder einer großen Reise.

Die „Portugal" will morgen in See gehen. Eine kleine Lokomotive schiebt ein paar Eisenbahnwagen voll Kohle über den Kai, ein Bursche mit einer roten Flagge gibt Zeichen, es zischt und prustet und pfeift und tut sich mächtig. Schließlich ist es nichts Geringes, wenn ein Schiff drei Monate unterwegs sein will. Krischan hat nun wahrhaftig Lust, den Mann da oben zu fragen, ob er schaufeln dürfe. Er könnte ruhig ein paar Mark verdienen und dann ins Hotel gehen zum Schlafen. Er hat lange nichts Feines mehr mitgemacht. Er will heute fung sein wie früher.

„Hallau!", ruft er dem Mann zu. „Hie kümmt ein, dei Kauhlen schüffeln wüllt."

Nun, an Bord können sie jeden gebrauchen heutzutage, sie haben lange auf einen Mann gewartet. Wie alt einer ist, das muß er selbst ja wohl am besten wissen. „Nu man tau, Krischan!" sagen sie. Der Alte packt an, es ist ganz böse, wie er da schnaubt und flucht und sich die Knochen verrenkt. Die Kohlen prasseln, er hebt eine Schaufel nach der anderen, seine Muskeln werden locker, er hat lange genug da gesessen am Kai. Die Körper der arbeitenden Männer dampfen, über das Schiff hin knarrt die Winde, und die Möven schreien. Das Wasser riecht, die Schnapsbuddel geht reihum. Es ist gut, dieses Leben. Und wenn er gleich tot hinfällt, er will noch einmal der Mann gewesen sein, der er früher war, stark, unverdrossen, fleißig, und durstig bis über den Mützenschirm.

Am Abend geht Krischan ins Hotel und bestellt sich ein Zimmer und viel Grog. „Nüch to veel Woater", sagt er. Er sitzt da wie ein eisgrauer brummiger Bär. Aber in seinem Herzen ist er jetzt ganz der alte Krischan, der immer ein bißchen stärker war als die anderen.

Daheim fragen sie ihn morgens, wo er denn die Nacht über geblieben sei.

„Im Hotel", antwortet Krischan, „ich wollte es einmal recht fein haben. Ich habe mir beim Kohlenschippen Geld verdient."

„Warst du denn nicht schmutzig", fragen sie ihn.

„Natürlich. Arme, Brust, Füße, alles schwarz."

„Du bist ja heute noch ganz schwarz, du komischer Kauz, hast du dich denn nicht gewaschen, bevor du in dein nobles Bett gingst?"

„Nein!" — „Und der Wirt sagte nichts, daß du dich so ins Bett legtest?"

„Nein. Außerdem war ich nicht im Bett. Ich legte mich daneben. Auf den Boden. Man soll immer für Frieden sorgen!"

Sommerliches Spiel

Heitere Liebesgeschichte von Erich Grisar.

Mit dem lila Hütchen und den bunten Strohblumen darauf sah das Mädchen sehr unternehmungslustig aus. Es mußte eine Lust sein, mit diesem Kind des Sommers ins Grüne hinaus zu fahren, Kaffee zu trinken, zu tanzen oder in einem Strandbad zu plantschen und dann am Abend selig und müde in die Stadt zurückzufahren und sich auf das nächste Beisammensein zu freuen.

Der etwas traurige Zug um ihren Mund schien solche Hoffnungen nicht zu mindern, ja, er gab der jungen Schönheit etwas Unsagbares, das sowohl zum Mitleiden als auch zum Mitfreuen einlud. Sicher hatte sie irgendwann etwas Schweres mitgemacht. Oder war es nur, weil der letzte Bus, der sie zum Stelldichein mit ihrem Freunde bringen sollte, ohne sie abgefahren war?

War sie also darum so ärgerlich, daß sie zornig mit dem Fuß aufstampfte? Aber es stand ihr gut, dieser Zorn und diese Traurigkeit. So gut, daß der junge Mann, der eben im Auto an ihr vorüberfuhr, vor sich hinsagte: Donnerwetter, ist das ein Mädel! An der nächsten Ecke machte er kehrt, um noch einmal an der Schönen vorbeizufahren. Da sie immer noch allein war, wagte er ihr zuzunicken. Da er ein Lächeln auf ihrem Gesicht erhascht zu haben glaubte, hielt er den Wagen an und wartete, bis sie näher kam, um sie anzusprechen. Mit etwas Nebensächlichem begann er das Spiel. Er wies auf den herrlichen Himmel hin und wie verlockend es sei an solchem Tage irgendwo draußen zu sein und unter wiegenden Bäumen zu sitzen. Die weißen Wolken über sich hinjagen sehen. Das kräuselnde Wasser...

„Ja", seufzte das Mädchen, und es war nicht auszumachen, ob sie dabei an den andern dachte, mit dem sie sich hatte treffen wollen und der nun irgendwo im Grünen vergeblich auf sie wartete. Daß aber auch ihr elektrisches Bügeleisen gerade heute Kurzschluß machen mußte! Dabei kein Feuer im Ofen! Und sie konnte doch nicht mit ungebügeltem Blüschen gehen. Der Autobus war fortgewesen, als sie kam. Aber sollte sie darum

jetzt mit einem wildfremden Menschen losfahren? Und ihren Gustav sitzen lassen? Nein, das würde sie nicht tun, machte der andere noch so süß reden. Richtig schwach wurde sie dabei. Nun fragte er sie auch noch, ob sie einsteigen wolle in seinen Wagen. Ach, warum hatte Gustav keinen Wagen? Aber sie stieg nicht ein. Noch einmal fragte der andere. Und es war schon ein Bitten.

„Wohin fahren Sie denn?“ fragte sie und ärgerte sich schon, daß sie sich so weit vergessen

„Wohin Sie wollen“, anwortete der glückliche Autobesitzer.

„Nun gut, fahren Sie mich zum Heidekrug!“

„Fabelhaft“, sagte er. Und dann sausten sie auch schon an den grauen Häusern der Stadt vorüber. Traurigkeit war aus ihrem Antlitz gewichen. Wenn sie doch jetzt jemand sähe! Aber besser nicht, vielleicht würde es Gustav zugetragen, wer weiß, wie der es auffaßte. Besser, wenn sie ihm selber ihr Erlebnis erzählte.

Der Wagen flitzte aus der Stadt heraus. Schon standen da weiße Birken. Ein helles grünes Dach, durch das die Sonne blinzelte, wölbte sich über ihnen. Zur Seite grüßten die Felder. Hoch stand das Korn, beglückend nahe die Reihe kleiner Fachwerkhäuschen, vor denen die Leute saßen. Das Mädchen ballte die Fäuste und trommelte vor Freude auf dem Lederpolster ihres Sitzes.

„Gefällt's Ihnen?“ fragte der junge Mann am Steuer.

„Ja“, sagte das Mädchen.

Drüben lag schon der Heidekrug.

„Sollen wir weiterfahren?“

„Bitte nicht!“

Der Wagen hielt. Der junge Mann half ihr beim Aussteigen

„Ich danke Ihnen auch für die schöne Fahrt“, sagte das Mädchen

„Oh, bitte“, antwortete er, „das Vergnügen war ganz auf meiner Seite.“ — „Sie glauben nicht, wie mich das beruhigt“, lachte sie

„Darf ich vorausgehen und einen Platz reservieren.“

„Danke!“ antwortete sie, „ich werde erwartet.“ Damit reichte sie ihm die Hand und rauschte davon.

Mit offenem Munde sah er ihr nach. Irgendwo in der Tiefe des Gartens erhob sich ein junger Mann und ging auf das Mädchen zu. „Da bist du ja. Wie reizend du aussiehst“, sagte er

„Pech“, sagte der andere und stieg in seinen Wagen. Als er abfuhr, lag um seinen Mund ein Zug leichter Traurigkeit.

Der Boxkampf

Von Geno Ohlischlaeger.

Die Sonne hatte an diesem Tage über La Tacunga besonders heiß gestanden, und auch der Abend hatte kaum Abkühlung gebracht. War das der Grund, daß sich die Reihen der Freiluftarena, in der der Boxkampf Tex Brightons gegen Pedro Loja stattfinden sollte, nicht so dicht füllten, wie es die Veranstalter sich gewünscht hätten?

Nein, der Grund war ein anderer. Die Wetten standen 700:10 für Brighton gegen Loja, und obwohl die Männer von La Tacunga gute Lokalpatrioten waren, konnten sie für ihren Mann keine Chancen ausrechnen. Loja schien in jeder Beziehung im Nachteil zu sein; das einzige, was er gegen Brigthons Ringerfahrung und größere Reichweite einzusetzen hatte, war seine Kühnheit, die in der Herausforderung des anerkannt stärkeren Gegners lag. Und es beeinträchtigte eben die Stimmung für den Kampf, daß man nicht so geneigt war, einer Niederlage des Landsmannes beizuwohnen.

Der einzige, der außer Loja selbst dem Abend zuversichtlich entgegensah, war einer der Mitveranstalter, der Gastwirt Antonio Cabello. Er gab dieser Zuversicht auch noch einigen Freunden gegenüber lebhaften Ausdruck, als die Einleitungskämpfe im Gange waren.

„Wenn euch euer Geld lieb ist, vertraut auf Loja!“ sagte er mit verschmitztem Lächeln. „Ich garantiere, daß er gewinnt!“

Neugierige wollten wissen, warum er das mit solcher Bestimmtheit voraussagen wolle.

„Das ist mein Geheimnis“, antwortete er. „Ich kann euch nur verraten, daß ich mit Loja ein paar Worte vor dem Kampf wechseln werde, und das andere, na, das werdet ihr ja selbst erleben!“

Seine Sicherheit übertrug sich auf einige seiner Freunde, und sie ließen sich dadurch im letzten Augenblick bewegen, ihre Wetten umzulegen. Mit Eifer verfolgten sie, wie Cabello jetzt Loja entgegenging, der die Arena betrat, und wie er sich auf dem Wege zum Ring mit ihm unterhielt. Die Worte, die er jetzt mit ihm wechselte, mußten das Mittel sein, das Loja zum Siege verhelfen sollte. Was mochte er ihm nur zu sagen haben?

„Hinterher wird er es uns wohl doch verraten“, meinte einer von ihnen, „das heißt nur, wenn es gewirkt hat, vermute ich!“

Cabello kam zu ihnen zurück und schien von Lojas Sieg überzeugt zu sein. Die Gegner traten in den Ring, wurden vorgestellt, begrüßten sich und gingen in ihre Ecken. Das Gemurmel der Menge verstummte langsam; der Kampf begann.

Die erste Runde verlief ziemlich ausgeglichen mit leichtem Vorteil für Brighton. Kaum hatte der Gong das Zeichen zum Beginn der zweiten Runde gegeben, als Loja aus seiner Ecke hervorschoß und wild angriff, ohne seine Deckung außer acht zu lassen. Brighton war offensichtlich überrascht und begnügte sich zunächst damit, seine Härte im Nehmen zu beweisen. Die Zuschauer aber begannen schon lebhaft zu werden und sich für Loja zu erwärmen.

Nun geriet Brighton in Wut und ging zum Angriff über. Er landete einen schweren Aufwärtshaken bei Loja, der diesen etwas benahm. Jetzt klebten die beiden aneinander, der Ringrichter trennte sie, und eine Sekunde darauf war Loja wieder im Angriff. Zurufe feuerten ihn an, er trieb Brighton vor sich her, und plötzlich setzte er ihm einen Schwinger an die Kinnspitze. Brighton sank gegen das Seil, raffte sich aber wieder auf und wollte gegen Loja anstürmen. Doch der deckte ihn mit einem Hagel von Schlägen zu.

Die Menge sprang von den Sitzen und brüllte wie besessen.

Loja aber bedurfte der Anfeuerung nicht. Mit verbissener Energie kämpfte er weiter, bis Brighton zu Boden sank.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs“, zählte der Ringrichter.

Da zeigte sich Brightons Tapferkeit. Er riß sich hoch und stand wieder in Kampfstellung. Doch Loja gab kein Pardon. Unter einem Trommelfeuer von linken und rechten Haken mußte Brighton erneut auf die Bretter, und diesmal zählte ihn der Ringrichter aus, kurz bevor der Gongschlag die Runde beendete.

Die Arena schien sich in ein Tollhaus zu verwandeln. Der Ring wurde fast gestürmt, und jubelnd trug man Loja in seine Garderobe.

Cabello und seine Freunde umarmten sich vor Freude.

Als er zu Loja eilen wollte, hielten sie ihn zurück.

„Nicht eher, bis wir wissen, was du vorhin zu Loja gesagt hast, um ihn so in Form zu bringen!“ sagten sie. „Jetzt kannst du es doch erzählen.“

„Nun gut“, antwortete Cabello. „Wenn ihr es unbedingt wissen wollt: Ich habe zu Loja gesagt Brighton scheint ja seines Sieges ziemlich sicher zu sein Er ist gestern abend noch ausgegangen, während du brav zu Bett lagst.“

„Na, und das hat ihn so gereizt?“ fragte einer der Freunde.

„Nein das noch nicht“, lachte Cabello. „Aber dann habe ich weiter gesagt: „Manuela war übrigens auch in der Gesellschaft, und er hat sie später nach Hause gebracht“ „Was, Manuela?“ hat er erregt geantwortet. „Ja“, habe ich gesagt, „ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Reg' dich nicht auf, du weißt doch, wie Frauen sind: Die fühlen sich zum Sieger hingezogen.“ Da war es aus mit Lojas Beherrschung, und ich hatte ihn in der Verfassung, wie ich ihn haben wollte. Ich hatte ihn sozusagen „gedoppt“, mit Eifersucht; sonst hätte er — unter uns gesagt — Brighton schwer schlagen können. Ich wußte, daß ich etwas für unseren Mann tun mußte, und das Mittel mußte helfen. Aber nun laßt mich fort; ich muß zu ihm.“

Cabello kämpfte sich durch die Menge zu Lojas Garderobe durch.

Man wollte ihm erst nicht aufmachen, da Loja für niemand zu sprechen sei; er mußte erst seinen Namen nennen, bis der Masseur ihn hineinließ. Cabello gratulierte Loja.

„Es ist mir ja alles so gleichgültig jetzt“, wehrte Loja ab. „Ich hatte mir vorgenommen, Brighton zu schlagen. Das habe ich getan. Aber sonst ist es aus; ich ziehe keinen Boxhandschuh mehr an. Ich will von nichts mehr wissen.“

„Was ist denn nur in ihn gefahren?“ sagte Will Parker, Lojas Manager. „Erst dieser großartige Kampf, und jetzt diese Niedergeschlagenheit! Man könnte glauben, er wäre der Verlierer!“

„Cabello versteht mich sehr gut!“ erklärte Loja. „Er kann es auch erraten. Mich laßt jetzt bitte gehen; ich habe noch einen Besuch zu machen, eine kleine Abrechnung zu halten, die zweite heute abend. Bei jemand, der unbedingt wollte, daß ich mich gestern abend früh schlafen legte, angeblich aus Besorgnis, daß ich recht frisch zum Kampf heute sei. Und jetzt will ich mich bei Manuela für den Sieg bedanken.“

Doch als er sich angezogen hatte und zu Manuela gehen wollte, da hielt ihn der gerissene Cabello zurück und flüsterte ihm nur die Worte ins Ohr: „War ja alles nur ein Trick von mir...“

Loja sah zunächst ungläubig drein; doch dann verklärte sich sein Gesicht, als ihm Cabello den wahren Sachverhalt erzählte, und es bekam den gleichen strahlenden Zug, der immer über sein Mienenspiel huschte, wenn er an Manuela dachte.